

# Die Zentrale Welt

Nr. 3

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Als alle Anwesenden die Arbeit genug bewundert und ihre Prophezeiungen von einer großen Zukunft Messis angebracht hatten, packte diese die Toilette sorgfältig in eine große, starke Pappschachtel, um die ein Tragriemen lief, und machte sich auf den Weg zu Frau Holzmann.

Langsamem Schrittes bog sie jetzt in die Gumpendorferstraße ein, denn ein Straßenbahnwagen fuhr unter unruhlichem Gebimmel mit die Ecke. Nun blieb sie stehen. Bedächtig schob sich das klingelnde Ungetüm herum und sang dann mit einem dem Heulen des Sturmes ähnlichen Geräusch die abschüssige Straße hinunter. Der Weg war wieder frei, und Mesi wollte weitergehen. Doch ein Herr, der gerade vorbeifam, bildete ein neues Hindernis. Er blieb wie angenagelt stehen und starrte sie mit aufgerissenen Augen an. Sie bemerkte ihn nicht gleich, und da sie an ihm vorbei mußte, um auf die andere Seite der Straße zu gelangen, stieß sie unversehens mit der Schachtel an ihn. Da sah sie lachend auf und begegnete dabei seinem herausfordernd und unternehmend auf sie gerichteten Blick.

„Pardon!“ rief sie errötend und lächelte schelmisch. Sie sah jetzt reizend aus, mit dem übermütig neckischen Ausdruck im schönen Gesicht, aus dem unter dem kleinen, aufgetrempelten Mütchen zwei helle Schalkaugen hervorblickten.

„O bitte, bitte, schönes Fräulein!“ bemerkte der Herr mit artigem, gewinnendem Lächeln. „da brauchen S' Ihnen net zu entschuldigen! Wenn S' es repetieren, wär's mir nur ein Veranügen!“

„No, ich wüß mir schon ein besseres!“ Sie lachte. Selbstweisk blinkten ihre Zähne zwischen dem vollen Rot der Lippen.

„Ach net! So a sauberes Fräul'n das kommt einem net alle Tag vor! . . . Wo laufen S' denn hin, Fräul'n, mit der Trumm Schachtel, wenn man fragen darf?“

„Wird den Herrn wohl net int'ressieren! . . . Pardon! Ich hab ka Zeit net!“

Sie schwenkte die Schachtel mit einem geschickten Ruck nach vorn und wollte an ihm vorbeiziehen. Rasch war er aber an ihrer Seite und ging neben ihr her, in demselben eiligen Schritt wie sie.

„Fräul'n!“

Keine Antwort, bloß ein spöttlich klingendes Nicken.

„Wir scheint, wir haben ja alle zwei den selben Weg -“

„So? Meint der Herr?“  
„Ach glaub schon. Ach geh ja auch da hinunter.“

„Das is aber merkwürdig! Tommen sind S' von der verkehrten Seiten.“

„Aber Fräul'n, ich werd's doch wissen! Jetzt geh ich da!“

„Witte! Die Straßen is ja breit genug's geben ja andere Leut auch.“ Es klang schon weniger ermunternd als ihre ersten Worte, ihm kam es sogar vor, als läge ein abweisender Ton darin. So leicht ließ er sich aber nicht abpeifen.

„Darum is mir's ja net zu tun, Fräul'n.“ sagte er, immer hart an ihrer Seite, die entgegengerichteten Passanten, die ihn von dem jungen Mädchen zu trennen drohten, mit Gewalt beiseite schiebend. „Ach möcht ja mit Ihnen zusammengehen, schönes Fräul'n.“

Er lachte derb und gemächlich zu seiner Bemerkung. Mesi gab keine Antwort und sah ihn verstohlen von der Seite an. Eine solche Neugier war ihr noch nicht vorgekommen. Sie wunderte sich, wie jemand am helllichten Tage in einer so belebten Straße den Mut haben konnte, so zudringlich zu sein und sich nicht von ihrer Seite zu rühren. In den Abendstunden hatte sie's schon öfter erlebt, daß so ein ausdauernder „Nachsteiger“ unermüdet neben ihr hergelangt war und alle seine Ueberredungskünste aufgeboden hatte — aber bei Tag, das war wirklich unerhört, dachte sie voll Enttäuschung und doch mit einem gewissen Stolz auf diese standhafte Huldigung.

Sie fand auch, daß dieser Herr eigentlich und im Grunde genommen ein sehr netter Mensch war. Er war groß gewachsen und kräftig gebaut. Solche Männer gefielen ihr. Das volle Gesicht war glatt rasiert, und was sie besonders schön fand, auf den Wangen lag der dunkle Schatten der hervorkeimenden Härchen. Der dicke, braune Schnurrbart war fest aufgezwickelt, die Kleidung von ungewohnter Eleganz, die gelben Schuhe glänzten wie gestrichelt, der geradkronige „Stöcker“ war auf die linke Seite geschoben, und eine blendend weiße Krawatte steckte im Knopfloch des dunkelblauen, enganliegenden Jacketts.

„Ach hab ja so nimmer weit!“ sagte sie etwas barock. Seine Bitte ganz unerwidert zu lassen, hätte sie doch nicht über sich bringen können.

„Das ist wirklich schad, Fräul'n! — Aber, wie sich's grad gut trifft, Fräul'n — ich hab

auch nimmer weit. Da begleitet ich Sie noch das Stückert, ja? . . . Sie sind riesig sauber, Fräul'n!“

„Gehen S'! Was Sie net alles wissen!“

„Ganz im Ernst, Fräul'n! Miesig sauber, sag ich Ihnen. Zum Anbeißen.“ Er lächelte mit einer schmerzenden Bewegung der Zunge Mittel- und Zeigefinger seiner rechten Hand.

Mesi lachte übermütig auf. „Zapperlot!“ rief sie betustigt und doch über die plumpe Schmeichelei errötend. „Das hat mir noch keiner g'sagt. Dazu hab ich erst Sie braucht. Wirklich!“

Bevor der andere, überrascht durch diese unerwartete Ironie, die passende Antwort gefunden hatte, rißte ihm Mesi freundlich zu, und schon war sie mit den Worten: „So, da bin ich. Hat mich sehr g'trent!“ in einem der nächsten Häuser verschwunden.

Nun stand er rasselnd auf der Straße und sah sich mit erträumtem Blick um, als wenn der Erdboden plötzlich das junge Mädchen verschlungen hätte. Es ärgerte ihn, daß er so unachtsam gewesen war und sie sich so knapp an Ziele hatte entschließen lassen. Wenigstens in welches Haus sie hineingeblickt war, hätte er bemerken können. Er machte sich auch Verwürfe, daß es ihm nicht sofort eingefallen war, sich ihr vorzustellen und ihren Namen zu erfragen. Nun war es möglich, daß er dieses prächtige Geschöpf nie im Leben wiedersehen würde. . . . Und daß er sie gerade hier hatte aus den Augen verlieren müssen, hier, wo sich sein Bureau befand, verdross ihn am meisten. Zudem erinnerte er sich, daß er für seinen Geschäftsgang keine Zeit mehr übrig hatte, weil die Sperrstunde herannahte, bei der er zugegen sein mußte. Mit einer Verwünschung auf den Lippen trat er ins Haus und stieg die Treppe zum ersten Stockwerk hinauf, in dem sich das Bureau der „Electrical supply company“ befand. . . .

Es war dasselbe Haus, in das kurz vorher Mesi hineingeschlüpft war. Nun stand sie im Vorzimmer der ebenfalls im ersten Stock gelegenen Holzmannischen Wohnung und wartete. Das schwarzgekleidete, weißbeschrüzte, etwas schnippisch aussehende Stubenmädchen hatte sie nicht gleich erkannt und erst auf ihre erstaunte Bemerkung, sie sei doch die Schneiderin und bringe die Toilette für die gnädige Frau, den elektrischen Schalter umgedreht. Dann war sie mit den Worten, sie werde es der gnädigen

Frau melden, ins Zimmer hineingegangen. Jetzt kam sie zurück und ließ die Salontür offen. Die gnädige Frau lasse bitten.

Frau Holzmann erhob sich vom Fauteuil. Am Fenster saß ein Herr vor einem Tischchen und studierte im Dämmerlicht mit großer Aufmerksamkeit Ansichten von Venedig. Nesi blieb etwas besangen in der Tür stehen, knixte und grüßte, Frau Holzmann sprach ihre Freude darüber aus, daß sie die Toilette so rasch bekam, der fremde Herr räusperte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Dann zogen sich die beiden Frauen ins anstoßende Boudoir zurück, wobei Frau Holzmann sich in der Tür umdrehte.

„Sie entschuldigen mich wohl, lieber Herr Kolb!“ rief sie in den Salon hinein. „Ein Bekannter, der auf meinen Mann wartet,“ fügte sie erläuternd hinzu, als sie sich mit Nesi in dem kleinen, geschmackvoll ausgestatteten Toilettezimmer befand.

Behutsam stellte Nesi die Schachtel auf die teppichbelegte Ottomane, während Frau Holzmann Licht machte. Dann half ihr das junge Mädchen beim Entkleiden und hob hierauf vorsichtig mit den Fingerspitzen die zarte Seidentoilette heraus. Frau Holzmann zog unter Nesis Assistenz Rock und Taille an, das junge Mädchen nestelte am Rücken die Druckknöpfe zusammen, dann strich sie mit der Hand über die Seide, um die Falten auszugleichen und betrachtete Frau Holzmann von allen Seiten mit zufriedenen Blick.

„Sehr gut paßt's, gnä Frau,“ sagte sie. „Bitte sich zu überzeugen!“

Frau Holzmann stellte sich vor die zu beiden Seiten mit elektrischen Glühlampen beleuchtete Wsche, sah mit wohlgefälligem, zufriedenen Lächeln an sich hinunter, trat dann mit dem linken Fuß ein wenig nach rückwärts und drehte den Oberkörper und Kopf nach rechts, um die Rückansicht im Spiegelbild zu betrachten.

Nesi stand wortlos mit erwartungsvoller Miene da. Nun holte Frau Holzmann vom Toiletetisch einen Stehspiegel, stellte sich mit dem Rücken gegen die Wsche, hielt den Spiegel vor's Gesicht, machte mit dem Oberkörper wiegende Bewegungen nach der einen und der anderen Seite, senkte den Spiegel und hob ihn wieder und bemühte sich, ein vollständiges Bild von ihrer Figur zu gewinnen.

Endlich war sie fertig. Sie schien mit sich und der Schneiderin zufrieden zu sein, denn sie ging ohne ein Wort des Tadels in den Salon und zeigte sich dem vorher mit „Herr Kolb“ Angesprochenen.

„Na, wie gefall ich Ihnen?“ jagte sie, kokett die Lippen spitzend.

Herr Kolb hatte unterdessen Licht gemacht, und Nesi, die bisher nur für das Wert ihres Fleißes Augen gehabt hatte, konnte nun in aller Ruhe die Frau näher betrachten, die sie bei ihrem ersten Beichte nicht einmal recht angesehen und von der sie nur eine undeutliche Vorstellung hatte, daß sie jung und hübsch sei. Nun fand sie, daß diese geschminkte und fest zusammengeknürrte Frau viel älter war, als sie auf den ersten Blick ansah, und konnte es nicht begreifen, daß sie, wie man sich's allgemein erzählte, noch immer Liebhaber fand. Sie neigte doch schon zur Wohlbeleibtheit und hatte seine Fältchen um Augen und Nase, und an den Wangen starke Fettpolster. . . .

„No, wo schauen S' denn hin, Herr Kolb?“ fragte Frau Holzmann ärgerlich, denn sie hatte bemerkt, daß er sie gar nicht ansah, sondern immerfort mit lüsternden Blicken Nesi betrachtete.

„Ja, ja, ausgezeichnet!“ rief er zersirent. „Paßt großartig, gnädige Frau! Steht Ihnen wunderbar!“

Sie lächelte wieder und wiegte sich selbstgefällig in den Hüften. „Nicht wahr, nett?“ Er nickte zustimmend.

Da öffnete sich die Tür, die nach der anderen Seite der Wohnung hinausführte, und Herr Holzmann trat ein, ein kleiner, gemütlich anscheinender Herr mit einem stattlichen Schmerbäuchlein und grauem Spitzbart. Er hielt eine angebrannte Zigarre in der Hand, und in den wasserhellen Augen lag ein gutmütiger, wohlwollender Ausdruck.

„Guten Abend, mein Herzerl!“ sagte er ruhig und streichelte ihr die Wange, wie man ein Kind durch eine flüchtige Liebkosung auszuzeichnen pflegt. „Ah, Herr Kolb, grüß Sie Gott! Sehr lieb von Ihnen, daß Sie meiner Frau Gesellschaft geleistet haben. . . . Jetzt werden wir aber bald nachmahlen, nicht wahr, Herzerl? Der Michel kommt gleich. Er muß mir die Leute abfertigen.“

Er setzte sich behaglich in einen Fauteuil am Kamin und begann ein Abendblatt zu lesen. Frau Holzmann machte ein paar Schritte, um zu sehen, wie die neue Toilette während des Gehens passe, und blickte dabei wohlgefällig an sich hinunter.

„Na, was sagst Du dazu, Aller?“ fragte sie nach einer Pause, mit einem ungeduldigen, leicht unwilligen Ton. Daß sie ein neues Kleid anhatte und die Schneiderin noch im Zimmer stand, das hätte er schon bemerken können!

„Ah, so!“ — Er sah mit einem schuldbehaftet unterwürfigen Blick auf und legte die Zeitung auf den Schoß. „Sehr hübsch, mein Kind, sehr hübsch. — Nicht wahr, Herr Kolb?“ fügte er hinzu, mit einem Ausdruck, der erkennen ließ, daß Herr Holzmann derlei häusliche Verpflichtungen auf den stets hilfsbereiten Kolb abzuwälzen gewohnt war.

Nesi ging immer hinter Frau Holzmann her und glättete und zupfte an der Toilette herum.

„Sist großartig, gnä Frau,“ jagte sie geschäftskundig, „wie an'gossen! Für die gnä Frau is's aber auch ein Vergnügen zu arbeiten. . . . Mit der Zigar!“

Die Seitentür, durch die Herr Holzmann gekommen war, öffnete sich zum zweitenmal, und an der Schwelle wurde eine Männergestalt sichtbar —

Nesis Gesicht übergoß sich in diesem Augenblick mit dunkler Röte. Sie fuhr zusammen und senkte den Blick. Der Ankömmling blieb zuerst wie festgewurzelt stehen und starrte auf das errötende Mädchen, doch im nächsten Moment bligte es siegesfreudig in seinen Augen auf. Er begrüßte die Hausfrau mit artiger Höflichkeit, freundlich lächelnd, als wenn es nichts Besonderes gegeben hätte, dann reichte er mit kameradschaftlicher Herzlichkeit Herrn Kolb die Hand.

„Ah, Generatprobe!“ rief er, sich vergnügt die Hände reibend, „Herrgott, is das a schön's Gwand! . . . Wer hat denn das g'macht, Tant? . . . Das Fräul'n da? . . . Alle Achtung, Fräul'n! Ich mach Ihnen mein Kompliment! Sie haben ja aus der Tant a jung's Madl g'macht, in das man sich verlieben könnt!“

„Gehen S' mit Ihre faden Kompliment!“ wehrte Frau Holzmann ab, sichtlich voll Freude über die Schmeicheleien.

„Aber Tant, wenn S' mir net glauben —!“ rief er scheinheilig, zur Betenerung die Hand auf die Brust legend und schalkhaft mit den Augen blinzend. „Ich schwör's Ihnen, wenn der Edi net Ihr Mann wär, ich lät mich auf der Stell in Sie verlieben. . . . Sagen S', Fräul'n, tun S' net auch Herrenkleider machen?“

Er zwinkerte wieder übermütig mit den Augen, und ein vergnügtes Lächeln überstrahlte sein joviales Gesicht.

Nesi lachte auf. Seitdem dieser lustige, fidele Herr im Zimmer war, fühlte sie sich nicht mehr fremd unter den vornehmen Leuten und gab sich so ungezwungen, als ob sie unter ihresgleichen wäre.

„Nein, das tu ich net!“ rief sie, auf den Scherz eingehend, „mit Mannsbildern geb ich mich net ab!“

„So? Hat's Ihnen die Frau Mutter verboten?“ erwiderte Michel schlagfertig. „Schad! Ich lät's gleich mit Ihnen probieren. Wär fa schlechter Schneider net! . . . Was, Edi? So an saubern Kleiderkünstler hast noch nie net g'habt? . . . Ich auch net!“

„Fräul'n, überlegen S' Ihnen's!“ rief er noch Nesi nach, als sie sich verabschiedete. „Vielleicht nehmen S' mich doch als Kundschaft! — A so a saubers Madl!“ fügte er enthusiastisch hinzu, als sich die Tür hinter dem jungen Mädchen geschlossen hatte, und schmalzte kräftig mit der Zunge.

Kolb nickte einige Male zustimmend mit besonderem Nachdruck. Seine Augen leuchteten. Herr Holzmann nahm wieder das Abendblatt vor und ließ die Asche seiner Zigarre auf den Teppich fallen. Er schmauste behaglich vor sich hin und war ganz in seine Beschäftigung vertieft. Frau Holzmann biß sich auf die Lippe. Aus ihren Augen schoß ein stechender Blick auf Kolb. Sie runzelte die Stirn und setzte eine höhnische Miene auf.

„Was, die finden S' schön, mein lieber Michel? Die Person mit der ordinären Wisch? . . . So ein Frauenzimmer mit dem frechen G'sicht, das gleich mit alle Männer anbandeln mücht? . . .“

Es dunkelte schon, als Nesi nach Hause ging. Die Laternen brannten grünlich mit trübem Dämmerlicht. Die Luft war warm und erschlaffend. Dichter Staub wirbelte in den Straßen. Nesi achtete nicht darauf. Frohe Gedanken erfüllten sie. Sie freute sich, daß es ihr gelungen war, Frau Holzmann zufriedenzustellen, und auch an den lustigen Herrn, den sie Michel genannt hatten, dachte sie mit Vergnügen. Und die Augen, die er gemacht hatte, als er sie oben erblickte! . . .

Als sie in den Laden kam, stürzten sich Frau Wendel, Frau Wondraschel und Frau Thomas auf sie, wie auf eine langerwartete Beute und fragten sie um alles aus, was es bei Frau Holzmann gegeben hätte.

Als man endlich alles erfahren, Nesi von ihrem großen Erfolg berichtet, dann unter lustigem Gefacher ihr „interessantes“ Abenteuer erzählt und dabei wohlgefällig hervorgehoben hatte, was für ein „grundschlechter Kerl“ dieser Herr Michel sei, begannen Frau Wendel und Frau Thomas, häufig von Frau Wondraschel unterbrochen und ergänzt, die letzten aufregenden Neuigkeiten des Hauses anzupacken.

Unter häufigem „haben S' schon g'hört, Fräul'n Nesi?“ — „das wissen S' noch net, Fräul'n Nesi?“ — „Du, das laß Dir derzählen, das is wirklich int'ressant, morgen wird's sicher im Blattl stehen,“ erzählten alle drei, immer in einem Weltstreit, wenn es gelingen würde, als erste mit etwas Neuem zu kommen, von großen Unglück, das sich ereignet hatte. Der Photograph, der drüben im Hof wohnte, „der junge blasse Mensch mit ohne Bart im G'sicht, der sei von der Rettungs-gesellschaft nach Haus gebracht worden, es sei noch gar nicht lange her. Nun entwickelte sich ein Kampf um die Zeitangabe. Es bestanden hierin große Verschiedenheiten in der Aussage, die alle mit Gründen und Gegengründen heftig versuchten und bekämpft wurden, ohne daß man eine Einigung erzielen konnte.

Fast hätte man über diesem Streit das Wesentliche, den eigentlichen Unfall vergessen, wenn Nesi nicht mit ihrer neugierig ungeduldigen Frage, was denn eigentlich geschehen sei, den erbitterten Untersuchungen über die Zeit der Ankunft ein Ende bereitet hätte. . . . Was geschehen sei? wiederholten die Weiber voll Aufregung. . . . Gefallen sei er, der Herr Kolb, rief eine. . . . Was, gefallen, abgestürzt, be-

merkte eine andere mit der stolzen Miene, die sich im Gefolge größerer Sachkenntnis einzustellen pflegt. . . . Von einem hohen Berg abgestürzt, ergänzten einige, worauf andere sofort „von der Max oder da unten irgendwo“ hinzulagten. . . . Und ob er sich etwas getan habe, fragte Meji teilnahmsvoll. . . . Grad auf's Auge sei er gefallen, lautete die Antwort, das Auge sei nun verloren. Das hätten diese leichtsinnigen jungen Leute davon, daß sie auf Berge steigen müßten und nicht acht gäben, bemerkte Frau Wendel. Einen Fuß habe er auch gebrochen, sagte Frau Thomas, und die Hausfrau habe gleich hinübergeschickt und fragen lassen, wie es Herrn Krall gebe.

Und der Doktor sei dagewesen, und der habe gesagt, so etwas sei ihm noch nicht vorgekommen, erzählte Frau Thomas mit wichtiger Miene. Das habe sie selbst gehört, und er werde morgen wiederkommen, und er habe kalte Umschläge verordnet. Frau Wondraschel, die für einen Arzt wusch, erklärte mit Bestimmtheit, Umschläge seien in dem Fall „das reine Gift“, „ihr“ Doktor hätte gewiß etwas Besseres angeraten. Sie habe einmal nur ein wenig aufgesprungene Hände gehabt, und da habe „ihr“ Doktor, bei dem sie gerade die Wäsche abgeliefert, gesagt: nur nicht in die Masse mit solchen Händen! Na also, fuhr sie triumphierend fort, wenn schon so ein kleines Sprüngerl in der Haut die Masse nicht vertrage, wie würde dies erst bei so großen Wunden werden? Dem sie habe gehört, daß er fürchterlich zugerichtet sei und wohl schwerlich ankommen werde.

Allmählich lichtete sich der Laden, weil es nichts mehr zu hören gab, was noch einer weiteren Ausschmückung fähig gewesen wäre. Bloß Frau Thomas und Frau Wondraschel hielten aus. Wußten sie doch, daß Herr Winder bald kommen mußte, der gerade bei Krall zu Besuch war und gewiß wichtige Neuigkeiten über den plötzlich zum Mittelpunkt des Interesses emporgeschickten Photographen bringen würde.

Endlich kam der so sehnsüchtig Erwartete. Die Frauen haben ihn gerade in die Ladentür treten und hielten sich schon bereit, sich im nächsten Augenblick mit ihren Fragen auf ihn zu stürzen. Doch zu ihrer größten Verwunderung blieb er draußen stehen und betrachtete die auf zwei Holzbänken aufgestapelten Schätze der neuesten Gemüse- und Obstdarbietungen der Jahreszeit und des Ladens. Er verzogte sich in die genaue Besichtigung der auf flachen Strohkörben aufgehäuften Trauben, deren glühendes Goldbraun sich von der saftig grünen Umgebung der Spinatblätter und dem hellen, blinkenden Weiß der langen Madieschen und der Blumenkohlköpfe abhob. Hellgelb und flammend rot glänzten die Äpfel, schon die letzten ihres Jahresrauges, die Haut durch das Alter ein wenig verbräunt und schrumpelig. Nebenau türmte sich ein Berg erdbranner Kartoffeln auf, und billiges Backwerk war da ausgestellt, Schokolade in Bruchstücken, ein großer, gepreßter Dattelwürfel, weißbestäubte Feigenfränge, gebrannte Mandeln und Melonenkerne, ein Korb voll schwarzen Johannisbrotes — Schätze, die den Appetit und die Kauflust der Kinder reizen sollten. . . . Mit prüfendem Blick stand Winder vor diesen Herrlichkeiten des Greislerladens. Endlich schien er sich entschlossen zu haben.

„Was kosten die Bomerantischen, Frau Wendel?“ fragte er, in den Laden tretend.

Frau Wendel gab ihm die gewünschte Auskunft. Was denn geschehen sei, daß er plötzlich eine „Machfabe“ werde, fragte Meji schelmisch. Solche Sachen hätte er ja bisher nie gekauft. Gleichzeitig fielen Frau Wondraschel und Frau Thomas über ihn her und wollten wissen, ob „er“ noch lebe.

„No, sterben wird er net daran,“ sagte Winder, „aber miserabel geht's halt. Essen

kann er 'ix, und da hab ich mir 'denkt, kauft ihm so a paar Gutigkeiten, daß er was zum Nafchen hat, der arme Karr. . . . So, jetzt wissen S' es, Fräul'n Meji, weil S' gar so neugierig sind,“ fügte er, zu dem jungen Mädchen gewendet, mit spöttischem Lächeln hinzu.

„Heut waren S' ja gar net z' Haus, Fräul'n Meji?“ sagte er dann nach einer Weile.

„Bei der Frau von Holzmann war ich,“ erwiderte sie stolz, „und an solchen Herrn hab ich oben kennen g'lernt, an lustigen und feinen Menschen.“

Sie errötete. Sie wußte selbst nicht, warum sie das gesagt hatte. Es war doch so sinnlos.

„Ahl!“ rief Winder, „aratusiere, Fräul'n Meji. Ach hoff, daß Sie sich gut unterhalten haben.“

Meji sah ihn forschend an. Wie sollte sie das aufnehmen? Meinte er's ernst damit, oder war es wieder seine gewohnte Spottsucht? . . . Sie gab ihm keine Antwort.

Er kaufte einige Orangen und sein gewohntes Nachtmahl. Gerade wollte er sich mit seinen Schätzen entfernen, als Meji ihn fragte, was denn dem Photographen eigentlich geschehen sei. Man erzähle sich, es sei sehr gefährlich. Der Doktor solle sogar gesagt haben, daß ihm so etwas noch nicht vorgekommen wäre.

„Das glaub ich!“ rief Winder, unwillkürlich und wider seinen Willen auflachend. „Denken S' Ihnen nur, so ein Tappschädel, ein ungeschickter! Geht auf 'n Wechsel 'nant, wo a Jed's Kind in Hauschubert hingehen kann, und purzelt beim Absteigen von der 'steinernen Stiegen“ munter und tut sich 's ganze Gesicht ansehenden und eine Haren prellen. Zouf is ja weiter nir dahinter.“

Ganz enttäuscht haben ihn Frau Thomas und Frau Wondraschel an.

„Wenn S' ihn sehen täten, Fräul'n Meji,“ fuhr Winder fort und lachte dabei neuerlich auf, „urkomisch schaut der sterl aus. 's is ja traurig, aber man kann sich net helfen, man muß lachen. . . . Denken S' Ihnen nur, ums Aug a Trumm blauer Bled und auf der Nasen a Beulen, daß S' ausschaut wie a Gurken, dabei spielt S' alle Farben, grün, blau, rot, gelb und violett — ich sag Ihnen, der reinste Pavian. Mit dem zerfetzten, g'ichwollenen Gesicht und der Regenbogenmasen könnt er ganz gut in Schönbrunn auf die Bäume umeinanderhüpfen, mücht ihn keiner net für an Photographen halten.“

## 3.

Kralls Genejma ging stetig vorwärts. Der Unfall hatte das Interesse aller Hausbewohner auf ihn gelenkt, und Leute, die sich bisher nicht im geringsten um den Willen, harmlosen und gar nicht auffallenden jungen Mann gekümmert hatten, erkundigten sich täglich nach seinem Befinden, gaben ihm durch Frau Thomas gute Rat schläge und schickten ihm sogar hier und da einige Erfrischungen, voll Mitleid für den armen Menschen, der ganz allein in der Welt stand und jetzt durch seine Erkrankung um den sorglichen Verdienst gekommen war, mit dem er seinen dürftigen, überaus bescheidenen Lebensunterhalt bestritt.

Sie brachten ihm allerdings die verständnisvolle Sympathie und das tiefe Mitleid entgegen, das nur die Armut immer für die Armut hat, das wahre, hilfsbereite Mitleid, das sich nur um seiner selbst willen in Taten umsetzt, nicht um ein gutes Werk so gleichsam zur Verhöhnung seines eigenen im Wohlsein schweigenden Ach zu ihm und um sich damit ein Auredt auf „tausendfachen Golléslohn“ zu erwerben — aber trotz alledem hätte die Teilnahme dieser Leute gewiß nicht solche Formen angenommen und zu einem wahren Wettstreit, dem jungen Manne fast über ihre Kräfte bei-

zustehen, geführt, wenn nicht für sie ein besonderer Ansporn vorhanden gewesen wäre, und das war das Interesse, das die Tochter der Hausbesitzerin, Frau Bollinger, Herrn Krall entgegenbrachte. Täglich erkundigte sich die junge Frau bei der Hausmeisterin nach dem Befinden des Photographen, und gleich am ersten Tage hatte sie den Auftrag gegeben, für ihn alles zu besorgen, was zu seiner Bequemlichkeit dienen und ihm einige Erleichterung schaffen konnte.

Qualvoll war für ihn die Untätigkeit, zu der er gezwungen war. Gerade jetzt, wo er eine größere Anzahl von Bestellungen auszuführen hatte und es einmal Gelegenheit zu reichlicherem Verdienst gab, mußte er müßig im Bette liegen, unfähig, sich ohne fremde Hilfe zu bewegen, so heftig waren die Schmerzen.



## Charles Fourier.

Von H. Conrad.

In diesem Jahre ist ein Jahrhundert verfloßen, seit 1808 Fourier seine „Theorie der vier Beweismassen“ veröffentlichte. Es ist das grundlegende Werk des großen Sozialisten. Sein Erscheinen, obwohl zu jener Zeit so gut wie unbemerkt geblieben, ist eins der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte des Sozialismus, wie sein Verfasser eine der hervorragendsten Gestalten unter den utopistischen Vorläufern des wissenschaftlichen Kommunismus ist. Wenn möchte man den Lebenslauf Fouriers mit einiger Ausführlichkeit schildern. Aber es ist nicht übermäßig viel davon zu berichten: einmal, weil Fourier den größten Teil seines Lebens in der Einsamkeit des Studierzimmers zubrachte, wenn man das kümmerchen je bezeichnen darf, in dem der mit Glücksgütern nicht begabete Junggeselle als „unbliebter Herr“ hauste. Seine Ideengänge unermüdlich verfolgend, erlebte er nicht viel nach außen hin. Dazu kommt als weiteres Hindernis für die Biographen Fouriers, daß er nicht viel Aufhebens von seiner Person machte, persönliche Erlebnisse in seinen Büchern und auch Freunden gegenüber nur dann zu erwähnen pflegte, wenn sie zur Illustrierung seiner Theorien dienen konnten. Was er gelegentlich mitgeteilt hat, bezieht sich hauptsächlich auf Vorgänge seiner Lehrjahre, deren Eindruck auf ihn bestimmend für die Richtung seines Denkens wurde; von seiner Knaben- und Jünglingszeit wissen wir daher noch am meisten.

Charles Fourier wurde am 7. Februar 1772 zu Besancon als Sohn eines wohlhabenden Tuchhändlers geboren. Nach der Absicht seiner Eltern sollte er dereinst das väterliche Geschäft übernehmen. Um ihn beizureiten an die kaufmännische Laufbahn zu gewöhnen, verwandte man ihn schon als kleinen Jungen im Geschäft. Der Effekt war nur aber nicht der erwartete, daß Charles' Interesse sich von vornherein auf den Handel konzentrierte, sondern im Gegenteil, daß er das Meiste für immer verabschiedete lernte. Der kleine Fourier besaß ein sehr ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl, lebhaft mitfühlende Menschenfreundlichkeit. Wir kennen da einige charakteristische Züge aus seiner Kindheit. Er hat lange Zeit täglich das belegte Butterbrot, das er als Frühstück mit in die Schule bekam, einem armen Jungen gegeben, und nur der Zufall brachte das ans Tageslicht. Wenn es unter seinen Spielkameraden Streit gab, nahm er allemal für den Schwachen gegen den Starken Partei. Danach begreift es sich, wie es auf ihn wirken mußte, wenn er wahrnahm, wie im väterlichen Geschäft die hausindustriellen Tuchmacher ausgebeutet, die Stunden überborteilt wurden. Er erzählt dar-

über: Vom sechsten Jahre ab für das Geschäft erzogen, habe er in diesem Alter den Unterschied zwischen dem Handel und der Wahrheit kennen gelernt. Im Stochismusunterricht und in der Schule habe man ihn gelehrt, nie zu lügen, dann führte man ihn in den Laden, um ihn frühzeitig in dem edlen Handwerk der Lüge oder der Kunst des Verkaufens zu üben. Betroffen über die Schwindeleien, habe er Käufer, die übers Ohr gehauen werden sollten, beiseite genommen und ihnen den Betrug entdeckt. Einer davon habe dies dem Vater verraten, worauf Charles eine gehörige Tracht Prügel besah. Vorwurfsvoll erklärten die Eltern, er werde nie für den Handel taugen. Zu der Tat habe er bereits eine tiefe Abneigung dagegen empfunden. Die Schreien blieben ihm unvergessen. Er fragte sich, was das für eine Gesellschaft sei, wo man denjenigen züchtigt, der die Wahrheit sagt? Wie Hannibal im Alter von neun Jahren den Römern ewigen Haß schwor, so legte der siebenjährige Fourier für sich den Eid ab: „Ich schwöre ewigen Haß dem Handel.“

Die Eltern aber blieben dabei, den Jungen einerseits zum Handel anzuhalten, andererseits aber in Dingen unterweisen lassen, die seine Abneigung gegen den prädestinierten Beruf nur steigerten. Er erhielt eine sehr gute Bildung und lernte ausgezeichnet. Wenn hätte er in Paris weiterstudiert, aber davon wollten die Eltern nichts wissen, denn er sollte ja ins Geschäft, und ein Freund hatte ihnen gesagt, daß die Lieblingswissenschaften ihres stark, Logik und Physik, für einen Kaufmann nicht vordrängen seien. Dieser Freund hatte übrigens auch bemerkt, daß ihr Sohn keine Neigung zum Handel habe und deshalb davon abgeraten, den Jungen in eine ihm widerwärtige Laufbahn hineinzumöhen. Die Eltern bestanden aber auf ihrem Kopf. Zweimal ließ ihr Sohn aus der Lehre, schließlich aber stieg er sich und hartete wider Willen aus; kein Wunder, daß immer wieder von ihm gesagt wurde: „Ein rechtschaffener junger Mann, aber er taugt nicht für den Handel.“ Für die unbefriedigenden Kontorstunden in den „Werksstätten der Lüge“, wie Fourier sagt, entschädigte er sich in seiner freien Zeit und in nächtlichen Stunden, die er dem Schlaf abzog, mit allerlei Studien, besonders mit geographischen, die ihn zu dieser Zeit besonders anzogen. Sobald er nach vollendeter Lehrzeit, Reisender geworden (1790), mehr Selbständigkeit erlangt hatte, bereiste er allmählich ganz Frankreich, vor allem natürlich Paris, ferner aber die Niederlande und Deutschland, dessen Bildung ihm höchlichst imponierte. Zu diesen Auslandsreisen trieb ihn nur sein Wissensdurst. Er konnte sie sich leisten, weil er inzwischen zu einigem Gelde gekommen war: sein Vater war gestorben und hatte ihm ein Vermögen von 80 000 Frank hinterlassen, dessen Zinsen ihm erlaubten, ein wenig nach seinen Neigungen zu leben. Die Herrlichkeit sollte freilich nicht lange dauern.

Ehe Fourier seine Reisen antrat, war schon die große Revolution ausgebrochen. Sie war Fourier von vornherein nicht besonders sympathisch. Bei der Abneigung gegen das Geschäft, die ihn beherrschte, sah er nicht den großen Fortschritt über die absolutistische Mißwirtschaft und den Feudalismus hinaus, den die Revolution darstellte, sondern bloß den Sieg der liberalen Bourgeoisie, die in der Handelsfreiheit die Haupterrungenschaft der Revolution proklamierte und den Handel in allen Tonarten lobpreis, vom Handel das tausendjährige Reich prophezeite. Auch der Fortgang der Ereignisse vermochte Fourier nicht mizustimmen. Als die Republik begann, lebte er in Lyon, wo infolge der mit den Zeitereignissen zusammenhängenden

Geschäftsstockung selbst unter den Arbeitern der Seidenindustrie die konterrevolutionäre Stimmung überwog. 1793 kam es bekanntlich zur Aufsehung Lyons gegen den Konvent und zur Belagerung der Stadt. Fourier mußte gegen die revolutionären Truppen mitkämpfen. Bei einem Ausfall wäre er ums Haar getötet worden. Nach der Uebergabe sollte er gelegentlich der unsinnigen Weisungen, die Collot d'Herbois veranstaltete, mißhandelt werden, wußte sich indes durch die Flucht zu retten. Er rettete aber nur das nackte Leben. Die Viertel der Besiegten wurden bekanntlich auf Konventsbeschluss zerstört. Dabei verlor Fourier sein ganzes Vermögen. Hernach war er dann, positiv, noch infolgedessen an der Revolution beteiligt, als er sich infolge des Massenaufrufs zur Landesverteidigung stellen mußte und in die Rhein-Moselarmee eingereiht wurde. Er wurde aber nach einigen Monaten wegen Körper Schwäche entlassen. Er hatte übrigens inzwischen wegen eines Briefes aus Kriegsdepartement, der Vorschläge betreffs des Rhein- und Alpenüberganges machte, ein Dankschreiben von Carnot erhalten. Mit Robespierre fiel die



Charles Fourier.

Heinbürgerliche Demokratie, und das zu keiner Zeit wirklich gestürzte Kapital feierte man ungeachtet seine Orgien.

Kein Wunder, daß Fourier von der Revolution nicht erbaut war. In den ideologischen Vorstellungen seiner Zeit aufgewachsen, sah er die Notwendigkeit des Klassenkampfes und seiner zeitweiligen Ergebnisse nicht ein, sondern fand, daß alles verkehrt gegangen sei, daß die ganze Politik zu nichts führe, daß es gelte, einen ganz neuen Weg einzuschlagen, der unverweilt zum glücklichen Ziele führe, das bloß aus Unverstand verfehlt worden. Für den Fehlschlag machte Fourier die Philosophen der Aufklärung verantwortlich. Seitdem sie in der französischen Revolution den Beweis ihrer Unerfahrenheit geliefert hätten, sagt Fourier, betrachte jeder ihre Wissenschaft als abgetan. „Die Ströme von politischer und moralischer Aufklärung ersicknen mir mehr als Missionen. Nachdem diese Gelehrten seit 25 Jahrhunderten ihre Theorien vervollkommenet, alles alte und neue Wissen zusammengetragen haben, zeigt sich, daß sie uns statt der versprochenen Wohlthaten ebenviel Katastrophen verhasstet und daß die Zivilisation zur Barbarei neigt. Nach der Katastrophe von 1793 gab es keinerlei Glück von den erworbenen Aufklärungen mehr zu

hoffen, man mußte das soziale Wohl durch eine neue Wissenschaft zu verwirklichen suchen. Solcherart war die erste Betrachtung, welche mich die Existenz einer bisher noch unbekannt sozialen Wissenschaft vermuthen ließ und mich anregte, ihre Entdeckung zu versuchen. . . .“

Diese Ideen kamen bei Fourier nicht in freier Muße zur Entfaltung, sondern während er selber tagtäglich für das Kapital frondete: er war seit dem erwähnten Verlust seines ererbten kleinen Vermögens Handlungsgehilfe in sehr ärmlichen Verhältnissen. Aber des Glanz vermochte seinen Genius nicht zu erdrücken, und was er sah, erregte er recht seinen Haß gegen den Kapitalismus. Besonderen Eindruck machte auf ihn, was ihm 1799 in Marseille begegnete. Da war er Stammis in einer großen Kolonialwarenfirma, die während einer Hungersnot allen Reis ankaufte und à la hausse (auf Preissteigerung) spekulierte. Um die Preise noch höher zu treiben, ließ der Spekulant, unbekümmert um die verhungerten Menschen vor seiner Thür, den Reis verderben und beauftragte seinen Stammis Fourier, eine ganze Ladung von eingestautem Reis heimlich ins Meer zu versenken. Dieser schenliche Geschäftskunst empörte Fourier, wie er erzählt, dermaßen, daß er von nun an uner-mülich darüber nachdachte, wie man der menschlichen Gesellschaft eine Organisation geben könne, die solche Auswüchse unmöglich machen würde. Was er über das Endziel zutage förderte, mußte naturgemäß sehr utopisch gefärbt sein. Der proletarische Klassenkampf existierte noch nicht. Fourier wandte sich mit seiner Forderung einer besseren, idealen Gesellschaftsorganisation nicht sowohl an die damals trägen Massen des Volkes als an die einsichts-vollsten Elemente des besitzenden Bürgertums, in dessen wohlverstandenen Interesse ihm eine sozialistische Umgestaltung der Gesellschaftsordnung gerade so gut zu liegen schien, wie in dem der Besitzlosen. Das war an sich nicht unrichtig. Leider nur verstand und verheißt die besitzende Klasse ihr bestes Interesse nicht, sondern kennt bloß die Profitinteresse. Daß Fourier dies nicht ein-sah, sollte die schwerste Enttäuschung seines Lebens werden.

Seine sozialistischen Grundgedanken waren zu Ende des 18. Jahrhunderts schon in ihm fertig; ehe er sie aber systematisierte und publizierte, kam das Jahr 1808 heran, das die „Theorie der vier Bewegungen“ brachte. Es wäre ein Leichtes, wie so oft geschehen ist, das kritische Messer an diesem genialen Werke zu wehen. Das rein Dogmatische in Fouriers System ist veraltet. Das gleiche gilt von seinen Zukunftsvisionen. Nicht überholt ist aber seine Kritik der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Entwicklungstendenzen. Was Fourier beispielsweise über die Unvollkommenheit des Kleinbetriebes in Gewerbe und Landwirtschaft, über den ausbeuterischen Charakter des Zwischenhandels, über den Nutzen der zukünftigen Verleinerung des Gegenjates von Stadt und Land über das Wesen der Krisen im Kapitalismus gesagt hat, der „aus dem Ueberfluß die Not und den Mangel gebärt“, alles das ist noch heute unveraltet und war vor allem zu seiner Zeit Ausgangspunkt für die Fortentwicklung der sozialistischen Lehren. Die „Theorie der vier Bewegungen“ wurde von den unmittelbaren Zeitgenossen nicht gewürdigt, so wenig wie Fouriers spätere Werke. Der Mann erlaubt nicht, an diesem Ort Fouriers Theorien des weiteren zu entwickeln. Ein paar Proben aus seinen Werken finden unsere Leser an anderer Stelle dieser Nummer der „Neuen Welt“. Hier muß es damit genug sein, das Bild von dem Leben des sozialistischen Meisters in knappen Umrissen zu vervollständigen.

Es bietet im 19. Jahrhundert nicht mehr viel Bemerkenswertes. Fourier konnte sich ohne weitere Störungen seinen sozialistischen Gedanken widmen, die ihn völlig beherrschten. Freilich gehörte viel Entfaltung von seiner Seite dazu.

Soweit er nicht von seinem karglichen Gehalt eines Handlungsgehilfen lebte, war seine einzige Unterhaltsquelle ein Legat von 900

für das erste Phalanstère zur Verfügung stellen wurde. An diesem kindlichen Vertrauen auf die menschliche Güte hat er sich an Ludwig XVIII., Rothschild und andere Potentaten gewandt, hat er täglich auf den Kandidaten gewartet, der ihm das Geld anbieten sollte, selbstverständlich vergeblich. Dazu kam der Spott über seine Zukunftsvisionen, die zum Teil einen recht phantastischen Charakter annahmen. Fourier

## Winterfahrten.

Von Hermann Krafft.

Als mich das Zibicjal vor etwa einem Jahr zehnt von der nördlichen Wälfertante in die Thüringer Lande verführte, da war es vornehmlich der Wald, der mich zum Weiben be-



Beim Wetzstein.



Heuberghaus.

yrant (720 M.) jährlich, das ihm seine Mutter hinterließ. Kurz, er verbrachte seine letzten Jahrzehnte in großer Armut. So sah ihn noch Seine in den dreißiger Jahren in Paris „in seinem grauen abgegrabenem Rock längs den Pfeilern des Palais Royal hastig dahinschreiten, die beiden Rocktaschen schwer belastet, so daß aus der einen der Hals einer Flasche und aus der anderen ein langes Brot hervorragten“. Große Heberzennastreue gehörte dazu, um Fourier aufrecht zu erhalten; denn äußere Erfolge waren ihm so gut wie gar nicht beschieden. Wohl gewann er einen Kreis idealistisch gesinnter Schüler, worunter der vortreffliche

ist deshalb sogar unter dem Kapitel Genie und Verirrung aufgeführt worden, ganz zu Unrecht. Er war höchstens ein wenig Sonderling. Ueber seine unhaltbaren Phantasien hat er sich selbst einmal, wie folgt, geäußert: „Wunderbarer Despotismus, alle Produktionen eines Schriftstellers zu verdammern, weil einige mangelhaft sind. Newton hat Träumereien über die Apokalypse geschrieben; er hat versucht, zu beweisen, daß der Papst der Antichrist sei. Gewiß, das sind wissenschaftliche Torheiten; aber seine Theorien über die Anziehung und die Lichtstrahlung sind darum nicht weniger gut und anerkannt. Bei der Beurteilung jedes Ge-

stimmte. Auch im Winter verleiht dieser Wald nicht seinen Charakter — wenig nur in ihm eigen von dem Starren und Schroffen, von dem gigantisch Erhabenen und riesenhaft Gebietenden, das so manchen anderen Wald vornehmlich im Winter auszeichnet, und dem gegen über der Mensch sich so unendlich klein dünkt. Wie einfach war es auf den Höhen, als ich vor einem Jahrzehnt meinen ersten winterlichen Streifzug über den Kamm der Berge vollführte. Außerhalb der zerstreut liegenden Ortschaften begegnete dem Wanderer, der rüflich durch den Schnee stapfte, kaum ein menschliches Wesen, und den Pfad mußte er sich selber



Renntieg. Zwischen Oberhof und Schmülc.



Rondell bei Oberhof.

Considerant; sogar ein Blatt, das die Fourier'schen Ideen vom „Phalanstère“, der Zukunfts-genossenschaft, propagierte, erschien zeitweilig, indes die utopistische Taktik Fouriers erschien ihm selber zwar nicht als ein Verlicht, führte ihn aber doch nicht zum Ziel und enttäuschte ihn deshalb, verbitterte ihn. Er hatte darauf gerechnet, daß irgendein einsichtiger Richter, von der zwingenden Logik seiner sozialistischen Ideen überzeugt, eines Tages bei ihm erscheinen und ihm die nötigen Millionen

lehren oder Mühlstein trennt man das gute Gold vom falschen. Worum bin ich der einzige, bei dem die Kritik nicht dieser Regel folgen will?“

Das müßte ihm natürlich zu seiner Zeit nichts. Als er am 10. Oktober 1837 starb, galt der große Menschenfreund und Sozialist für einen Narren. Heute freilich denkt man anders und reißt Fourier mit in die erste Linie unter den befreienden Geistern der Menschheit. —

ireten, denn der Schneepflug kam wenig und nur an vereinzelten Stellen zur Anwendung. Wozu auch Wege bahnen, die doch über Nacht wieder einschneiten oder zuweilen und die doch niemand wandelte; den unbedingt erforderlichen Verkehr hielten Schritten notwendig und recht.

Und heute? Der Schneepflug ist seiner bescheidenen Ruhe nur zurückgegeben, wenn tage lang kein Schneetreiben herrscht oder wenn Tauwetter eingeleitet hat.

Zeitweise hat es den Anschein, als sei der Touristenstrom im Winter ein größerer als im Sommer, doch das ist nur Täuschung, da im Winter die Zahl der gangbaren Wege (trotz vieler Schneepflugsarbeit stets eine beschränkte bleibt). Immerhin zählt dieser Strom nach Tausenden, sicherlich nach soviel Hunderten wie vor Jahren mit Einern gerechnet werden mußte. Und das ist gut so! Wer es einmal unternommen hat, veranlaßt gemäßerweise Winterfahrten auszuführen, der muß alsbald erkennen, wie wohl so ein Ausflug in die winterliche Natur dem Körper bekommt. Es bedarf dazu nicht unbedingt des Waldes oder gar des Gebirges, auch in der Ebene ist die Möglichkeit von die Gesundheit fördernden Winterfahrten vorhanden. Nicht ist der Schauplatz der Winterfahrten das maßgebende, sondern darauf kommt es an: wie die Ausführung in die Wege geleitet wird. Freilich, die Reize, welche dem Wanderer im Thüringer Walde zur Winterszeit geboten werden — die Bilder der vorliegenden Nummer gestatten davon nur eine schwache Vorstellung —, wird man in der Ebene vermissen. Der hygienische Effekt kann jedoch in beiden Fällen der gleiche werden, und dies sollte das Bestimmende sein zur Aufnahme von Winterfahrten.

Wer aus der behaglichen Wärme des Zimmers auf die winterliche Straße tritt, der weiß das Angenehme eines schützenden Winterüberziehers oder gar eines Pelzes zu schätzen, und ohne ein derartiges Kleidungsstück wird er auch einen Spaziergang durch die städtischen Anlagen unternehmen wollen — soll nun der Spaziergang über das Reichbild der Stadt ausgedehnt oder gar in das Gebirge verlegt werden, so glaubt man noch ein übriges tun zu müssen und beschwert den Körper außer mit der schweren äußeren Hülle noch mit etlichen Unterkleidern, der Wärme wegen. Nichts ist so töricht wie dergleichen! Der Überzieher, der uns in den städtischen Anlagen warm hält, bleibt bei Wintertouren durch den Wald am besten daheim am Nagel hängen. Man braucht ihn nicht nur nicht, sondern er ist sogar äußerst lästig, denn mit dem Überzieher über dem Arm durch den Schnee zu stapfen, das ist nicht minder sauer, als wenn man ihn angezogen trägt. Daß ich's kurz sage: die Kleidung sei auf Wintertouren so leicht wie möglich. Das Ideal ist natürlich ein guter Touristenanzug, aber es geht auch ohne einen solchen. Die von mir bei Winterfahrten getragene gesamte Bekleidung wiegt außer dem Schuhzeug und den Gamaschen 3,700 Kilogramm. Mit diesem Gewicht vergleiche man einmal das des eigenen Winterüberziehers. Und diese Kleidung genügt mir, einem Stubenarbeiter, selbst bei pfeifenden Ostwinden. Wer mit reichlich durch Kleidungsstücke beschwertem Körper Winterfahrten unternimmt, schädigt seine Gesundheit. Trotzdem lassen sich auch im Winter Lasten mitführen — bei mehrtägigen Winterfahrten nimmt der Rucksack die Reservekleidung und anderes mehr auf. Gegen nasse Füße schützt ein gutes dichtes Schuhzeug, und die Gamaschen von Leder oder Segeltuch tun weiter gute Dienste. Ein derber Stock vollendet die Ausrüstung.

Die Winterfahrten der großen Massen sind eine Erscheinung der Neuzeit, und zwar nicht nur in der Thüringer Gegend, sondern überall im gebirgigen Lande; in der Ebene sind sie einseitigen noch unbekannt. Den Anstoß hat, wie bei so manchen anderen Gelegenheiten, der Sport, hier der Wintersport, gegeben. Schneeschuh, richtiger Ski, und Rodel sind die Ausrüstungen, die in mannigfaltiger Abweichung diesem Sport die Ausübung ermöglichen.

Auf den Bahnhöfen der den Thüringer Wald umlagernden größeren Städte wird es jetzt auch an den Wintersonntagen bereits in den frühen Morgenstunden recht lebendig. Wenn das

Säuermeer noch in Dunkelheit und in einen schweren Dunstschleier gehüllt ist, wird die Fahrt ins Gebirge angetreten, damit im Morgenrauen das Ziel erreicht ist. Dann geht es bergan: eine lustig schwabende Menge, Männlein und Weiblein, Jung und Alt, alles bunt durcheinander. Bald ist die Jugend an der Spitze, und immer mehr konzentrieren sich hier die Gestalten der eigentlichen Sportleute. Die Schneeschuhe auf dem Rücken oder über die Schulter tragend, tauchen sie zunächst in der Menge unter. Nun haben die ersten die Höhe erreicht — eine kurze Rast, und dann fliegen sie auf ihren Hölzern nur so dahin und sind bald den Blicken jener entschwunden, die die Winterfahrten zu Fuß aufnehmen.

Ob mit oder ohne Schneeschuh, auf seine Rechnung kommt man bei solchen Fahrten im Thüringer Walde stets. Freilich, die Schneeschuhe tragen den Wanderer auch dahin, wo die Füße versagen würden. Und das erscheint mir

Welch sonderbare Gestalten bieten dort einzelne Baumgruppen. Welch eigenartigen Spuf haben Schnee, Reis und Eis geschaffen. Hier erscheint eine Schar blühender Mönche zu Schnee erstarrt, dort haben weißgekleidete Ehrenjungfrauen ihre Paradeaufstellung noch nicht ganz vollendet. Jene abenteuerliche Gestalt dort muß die Hölle ausgespien haben, und daneben stehen kniende Engel. So wechselt das Bild mannigfaltig im Niederwald.

Nicht minder eigenartig gestaltet sich der Anblick des schweigenden Hochwaldes. Wenig anziehend ist für gewöhnlich der Blick, der in die Richtung der Wetterseite fällt. Nun aber wenden wir die Augen: All die mehr oder minder schwarzen Baumstämme sind mit glühenden Schnee- und Eiskristallen überdeckt. Nur wenn längere Zeit dicke Nebel herrschten und eine ausgiebige Naureisbildung ermöglichten, dann bietet der Hochwald ein allgerndes Weiß. Wenn dann das Sonnenlicht millionenfach in diesen Kristallen gebrochen wird, ist es wie im Märchenlande.

Aber die Schönheit des winterlichen Waldes ist einer weiteren Steigerung fähig: Der vereiste Wald. Wenn große Schneemassen im Geäst der Bäume und auf dem immergrünen Kleide der Tannen und Fichten liegen geblieben sind und dann Tauwetter eintritt und der Frost wieder einsetzt bevor aller Schnee von den Bäumen herabkam, und wenn dann für die Herrschaft streiten dann sind die Grundbedingungen für den vereisten Wald gegeben, den der kühne Wanderer fürchtet und den der Förster mit Schrecken betrachtet. Wie riesige Leuchter stehen die Nadelbäume da, an denen unzählige Kerzen in riesenhaften Dimensionen durch irgendeine Zauberwelt alle nach unten gefehrt erscheinen. Wie Silber und Kristall schimmern und schillern Kerzen und Leuchter; aber die Leuchter stehen nicht alle aufrecht, der eine neigt hier, der andere dorthin. Einzelne sind gar in großem Bogen zu Reisen gekrümmt, Ehrenpforten vergleichbar, die über die Straße gespannt wurden. Nichts rührt und regt sich in dem glänzenden Dome. In der Ferne summt — man weiß nicht, kommt es aus dem Walde oder aus den Lüften — ein eigenartiges unbestimmbares Mäuschen. Da plötzlich: ein kurzer markerschütternder Schrei, ein lautes Strachen, ein Säusen und Brausen, als würden unermessliche Haufen von Glascherben von vielen hundert Händen in eifriger Hast durch einander geschaukelt. Und hinterher ein dumpf dröhnender Fall. . . .

Das alles währt indessen nur den Bruchteil einer Minute, die dem Lauschenden eine Ewigkeit dünkt. Und dann wieder Ruhe in fernes Mäuschen, bis das Schauspiel sich auf neu wiederholt. . . .

Säufiger als der Bruch infolge der Belastung mit Eis ist der Schneebruch. In schneereichen Wintern ist der Verlust durch Schneebruch oft recht bedeutend. Für den Verkehr bedeutet der Schneebruch meist große Gefahr: die Bäume längs der Straße fallen der Schneelast zum Opfer. Dann wehe dem Schlitten, der tief im Walde seinen Weg durch einer solchen gestürzten Niesen plötzlich versperrt findet, wenn bei der Umkehr sich zeigt, daß es kein Entkommen gibt, weil nun auch der Rückweg nicht mehr frei ist. Unser Bild vom Wegstein zeigt solch eine Schneebruchstelle, die zwei Schneeschuhläufern zur Umkehr zwang, die noch glücklich vollendet werden konnte. So ganz gefahrlos sind mithin solche Winterfahrten nicht, doch ist den Gefahren leicht aus dem Wege zu gehen, und keinesfalls sollten sie in stande sein, den Genuß am winterlichen Walde zu schmälern. Ihrer hygienischen Vorteile halber und wegen des ästhetischen Genußes müßten Winterfahrten allgemein in Aufnahme kommen. —

### Winterabend.

Wo einst die Tauben kreisten  
Um's schlante Giebeldach,  
Da wirbeln die weißen Flocken  
Und grüßen Dein einsam Gemach.

Die Dämmerung malt an die Wände  
Ein trauliches Schattenspiel  
Und kost mit dem letzten Schimmer,  
Der durch Dein Fenster fiel.

Die Flamme singt im Kamine  
Und während die Stunde verrinnt,  
Ein duftiger Schleier von Träumen  
Um Deine Gedanken sich spinnt.

O wär ich die rote Flamme,  
Dich hüllend in wohlige Glut,  
Der Strahl, der selig auf Deinen  
Verschlungenen Händen ruht!

In Deinen Locken nistet  
Die wunderfüße Ruh,  
Und Deine Augen lächeln  
Wie friedliche Sterne mir zu.

Auf meinem Pfad erheben  
Sturmdunkle Wolken ihr Zelt.  
Flamme, ach, ist mein Leben,  
Sturm ist meine Welt!

Otto Kritte.

das Wesentlichste. Das Tummeln auf dem Sportplatz, das mehr oder minder elegante Abfahren auf den Hängen, die Virtuosität im Nehmen des Sprunghügels: das sei getrost den Sportleuten überlassen. Dann geht es auf Schneeschuhen in die schweigenden Nebenstraßen, die der Schneepflug meidet und die darum auch den großen Massen versperret sind. Ein Langlauf auf Schneeschuhen, der den Schneeschuh als Verkehrsmittel schätzen lernt, bietet dem Naturfreund den denkbar höchsten Genuß und eine große Freude.

Aber auch ohne dieses Verkehrsmittel lassen sich die winterlichen Schönheiten des Waldes auffuchen. Schon dieses allmähliche Anwachsen der Schneedecke, das beim Aufstieg beobachtet wird, bietet einen eigenartigen Reiz. Unten im Tale sind die Bäume meist faßl und schwarz, selten nur haftet der Naureis hier längere Zeit, und höchstens auf den Nadelhölzern liegt etwas Schnee.

Je höher wir aber steigen, um so mehr verschwindet das düstere Schwarz, dicker und dichter wird das zuckerige Weiß, mit dem die Bäume überkleidet sind. Und nun erst auf der Höhe!

# Anna Eve.

Erzählung von F. W. van Ofteren.

(Schluß.)

Der Peter raffte sich gewaltsam auf und umschloß nun die ganze Gegend, soweit er vor ihm sichtbar lag, mit den Blicken. Alle Häuser und Hütten vermochte er zu unterscheiden, erkannte er wieder; nur an einer Stelle, gerade dort, wo er suchte, sah er nichts als einen schwimmenden Nebelfleck. Aber der war wohl in seinem eigenen Auge, nicht dort, wo sein Haus stand, stehen mußte. Sollte er weiterstreifen? Einen Augenblick lang entsank ihm der Mut, er dachte wieder an Flucht. Na, davon schleichen wollte er. Das schien ihm besser. Aber was, ein törichter Gedanke. Wozu stand er denn hier? Er wollte doch heimkehren, das niedliche Vagantleben mit einem arbeitsamen Dasein auf eigener Scholle, im eigenen Heim, bei Weib und Kind vertauschen. Vorwärts, vorwärts! Und er schritt wieder aus, ein wenig zögernder zwar, aber doch entschlossen. Anna -- Eve, Anna -- Eve!

Nun war die Sonne dort irgendwo hinter ihm untergegangen. Das Dämmer war herabgesunken. Es begann zu dunkeln. Und wie ein Blitzstrahl fuhr das erste Licht, das im Dorfe entzündet wurde, dem Peter in die Augen. Der Lichtglanz kam aus seinem Hause. Wer hatte dort die Lampe entzündet? Wer sonst, als sein Weib, sie, deren Namen seinen Schritten den Wandertakt lang? Und da -- nach dem ersten Lichtstrahl der erste Heimatston. Heiser, aber doch so unendlich feierlich läutete das Glöckchen zum Abendgebet. Der Wanderer blieb abermals stehen und sah sich um sich. Dann nahm er den Hut vom Haupte. Sehen durfte es niemand; denn das seit so vielen Jahren Ungeübte erschien ihm doch lächerlich. Aber tun mußte er's, ob er wollte oder nicht; eine so bezwingende Feierlichkeit lag in diesem Augenblicke. Peter betete nicht, o nein; er hätte auch kein frommes Wort zu sagen gewußt. Nur die Lippen bewegte er und behielt den Hut in der Hand, bis der letzte Ton des Glöckchens verklungen war. Dann senkte er tief auf und schritt weiter, die Augen starr auf sein Ziel gerichtet. Auch nicht sekundenlang wandte er im Schreiten die Blicke von seinem Häuschen ab. Daß ihm Menschen begegneten, fühlte und vernahm er; doch er sah sie nicht. Das ist eigentlich töricht, sehr töricht, dachte Peter. Vielleicht kenne ich einen von jenen, an denen ich blind vorbeigehe; vielleicht kann mir einer sagen, was ich in meinem Hause, wie ich Anna Eve finden werde. Trotzdem blickte er keinem Menschen ins Angesicht, er fragte keinen. Das war so ein eigenwilliger, unverständiger Entschluß, über den sich Peter nicht Rechenschaft ablegen wollte. Daß er's weder aus Scham noch aus banger Abnung tat, wußte er, und das genigte ihm.

Netzt kam er dem Hause so nahe, daß er alles zu überblicken und zu erkennen vermochte, und da staunte er. Wie sauber, wie prächtig alles aussah! So ganz anders als früher. Ein freundliches Gelb deckte die Mauern, das kunstige taulende Strohdach hatte leuchtend roten Kiefern weichen müssen, die Fensterrahmen glänzten in reinem Weiß, die Scheiben umfakten, das Haustor war neu, ganz neu und aus schönem, hartem Holze mit braunem Anstrich. Aber über dem Tore da stand etwas in großen schwarzen Lettern gemalt. Was das wohl war? Peter strengte seine Blicke an, um im sinkenden Lichte die Worte zu entziffern; als es ihm gelang, fühlte er's im Herzen wie einen scharfen Nadelstich. „Wirtshaus zum Schwan“ hatte er gelesen. Anna Eve! Frau Wirtin war sie geworden? Nun, eigentlich hätte er sich denken können, daß sie eine Wirtin oder dergleichen in dem Hause,

das für sie allein doch viel zu groß war, beginnen würde. Sie war ein braves, ein tüchtiges Weib, ja, ja. Der Peter hatte auch nie daran gezweifelt, daß sie sich durchs Leben schlagen und etwas erreichen werde. Vor Minuten hatte ihn diese Gewißheit gefreut; aber jetzt -- jetzt wurnte ihn, was er da sah. Weiß sie Wirtin war? Warum gerade Wirtin? Aber warum auch nicht? Nein, das war's nicht, was ihm die Galle zum Munde trieb. Es war wohl die Erkenntnis des schrecklichen Gegensatzes zwischen seiner eigenen Erbärmlichkeit und der prunkenden Sauberkeit dort vor seinen Blicken. In das Haus paßte er, so wie es da stand, ja gar nicht mehr. Himmel und Hölle, das hatte er denn doch nicht erwartet; das wurnte, das fraß ins Fleisch. Verflucht!

Ganz wild wurde der Peter; er schwang drohend seinen Stod und brummte sinnlose Flüche und Drohungen, deren Wortlaut gar nichts mit Anna Eve gemein hatte.

Plötzlich fuhr er zusammen, verstaunte und barg sich völlig hinter dem dicken Stamme der alten Pappel, die dem Hause gegenüber stand. Denn dort drüben wurde das Tor geöffnet, und ein Bauer trat auf die Straße.

„Gute Nacht denn, Frau Wirtin,“ sagte er zum Abschied. Und „gute Nacht“ könnte es zurück. Dann entfernte sich der Mann schweren Schrittes. Peter stand wortlos, wie betäubt. O, die Stimme, die den Abschiedsgruß erwidert hatte, kannte er. Anna Eve, Anna Eve! Mit einem mächtigen Satz sprang er hinter dem Pannne hervor, in der Absicht, ins Haus zu eilen. Doch fand er nicht den Mut zum zweiten Schritte. Jetzt nicht, noch nicht! Später, wenn alle Gäste sich verabschiedet hatten, später, nach Mitternacht vielleicht. Er konnte ja warten. Warum nicht? Hatte sie doch fünf Jahre gewartet! Und Peter verfrach sich wieder hinter dem Pannne.

Aber da kam wieder ein Bauer des Weges, und der ging gerade auf die Schenke, auf seine Schenke, zu und trat ein. Nun wußte Peter, was er tun sollte. In siebernder Eile suchte er mit beiden Händen in seinen Taschen. Na, einige Kupferstückchen noch! Aber wozu denn? Er brauchte doch im eigenen Hause nicht zu zahlen. Dann riß er ein Bündel Gras aus, wuschte die Schuhe vom Staube rein, ordnete, so gut es ging, seine Kleider, stieß die Venten seines braunen Sutes hoch und überschritt dann die Straße. Das war doch auch das natürlichste. Er wird eintreten wie jeder andere Gast und trinken und wird dabei alles erfahren und wird sehen, was ihm das Hirn am meisten zermartete: ob Anna Eve, sein Weib, ihn erkennen wird.

Und Peter trat ins „Wirtshaus zum Schwan“. Sein lichtgeblendetes Auge irrte anfangs hilflos durch den Raum der Schankstube; aber Anna Eve fand der Blick nicht. Die Männer, die in der Mitte der Stube an einem langen Tische beisammen saßen -- um zwölf sechs oder acht wochten es sein -- wandten dem Eintretenden die Blicke zu und begannen dann zu wispern. Das war dem Peter unangenehm; denn anderes als Spott konnten jene unverständigen Worte nicht bedeuten. Drum wandte er sich ab und suchte im entgegensten Winkel des Raumes ein einfaches Tischchen auf, an dem er sich niederließ, der Stube den Rücken und der Wand das Antlitz zwendend. Nun hörte er, wie jemand aus einer anderen Tür in die Stube trat, und bald darauf tönte eine Stimme ganz in der Nähe hinter ihm: „Was wünscht der Herr?“

Anna Eve! Dem Peter wurde glühend heiß; fast wäre er mit dem Schrei dieses Namens

aufgesprungen und hätte sich ihr zugewandt. Aber er bezwang sich.

„Ein halbes Bier,“ sagte er leise und heiser und senkte den Kopf noch tiefer. Nach kurzer Frist hob eine Hand, die er nicht anzublicken wagte, einen braunen Filzsteden vor ihn hin und stellte ein volles Bierglas darauf. Und nun trank er, trank langsam, schluckweise und lächelte dabei verschämt vor sich hin und hörte gar nichts, als die Schläge seines Herzens die Anna -- Eve, Anna Eve pochten.

Peter! Der stille Trienter jubr auf. Deutlich hatte er das Wort vernommen. Peter! Das konnte nur er sein, von dem man sprach. Und nun horchte er. „Ach weiß gar net, wie's die Wirtin anpackt,“ sagte einer der Männer. „Aber all's, was recht ist, so einen großen, starken Ruben gib't im Dorf net mehr.“

„Ja, ja, Frau Anna Eve,“ sagte ein anderer. „Ein Teufelsbursch ist er. Na ja, bei der Mutter!“

Also sein Sohn war's, von dem sie sprachen. Und Peter horchte.

„Vom Vater hat er's g'wisß net,“ pflichtete ein dritter bei. „Der Lump, der hundselendige! Wo der wohl steckt!“

Ein anderer lachte aus rauher Kehle laut auf. „Strepiert wird er sein.“

„Das wär' für alle das beste,“ tönte es dann hart. Da erbehte der Peter bis ins Mark. Denn Anna Eve hatte das gesprochen. Einen kurzen Augenblick lang zuckten all seine Glieder; es war ihm, er müsse anstreicheln, aufspringen und das Weib totschlagen. Alles Mund stampte sich in seinen Schläfen. Man leuchtete er und bohrte die Spitzen aller Finger ins Holz des Tisches, vor dem er saß.

Aber dieses wütende Schmerzgefühl verflieg rasch; ein lauter, tiefer Seufzer, und Peter saß wieder ganz still da, still wie ein Toter. Er wollte trinken und vermochte nicht das Glas zu fassen; er wollte sich erheben und schien am Stuhle festgewachsen; er wollte denken und konnte es nicht. Gar nichts konnte er denken, gar nichts mehr; nur Anna Eve, Anna Eve zuckte es in Hirn und Herzen. Peters Gestalt wurde ganz klein, sein Oberkörper lag fast auf dem Tische. Die Hände holte er unbewußt zu Häften geballt. Dort fühlte er die Stupferstücke. Mühsam gelang es ihm, nach und nach die Hänte zu öffnen, die Geldstücke zu fassen. Die legte er auf den Tisch und erhob sich dann, ohne um sich zu sehen. Was in der Stube vorging, wußte er nicht. Was kümmerte es ihn auch? Geraden Weges ging er der Tür zu und verschwand. Und nun? Was nun? Na, wenn er nur hätte denken können! Aber das dumme Pochen da in der Brust, das schmerzhaft zuden da im Haupte hinderten jeden Gedanken. Anna Eve, Anna Eve tönte es. Peter gab sich schließlich zufrieden und dachte auch nichts anderes als den Namen des Weibes im „Wirtshaus zum Schwan“. Und noch eines wußte er: das wäre für alle das beste. Für alle, auch für ihn? Mag sein! Anna Eve! Das beste!

Der Peter schlich ums Haus. Da hinten, in dem kleinen Gärtchen, stand vor fünf Jahren eine Laube aus wildem Wein. Und dort drin -- Anna Eve! Die Laube stand noch. Peter kletterte über den niedrigen Zaun. In der Laube mußte Wäsche getrocknet worden sein; das verriet den Stricke und schlammern. Das beste! Anna Eve! Der Peter lachte; ganz laut brummte er und abmte die Bewegung eines Wendels nach. Anna Eve, Anna Eve. Wohl sechzigmal wiederholte er die beiden Worte, den einen Namen. Dann verstaunte er. Die Schlinge hatte sich um seinen Hals fest geschlossen.

Aus Fouriers Schriften.

Wenn je die Zivilisation über sich erheben und das Verhängnis nach einem anderen Zustande empfinden muß, so heute, wo all ihre Missionen zerstört sind, wo ihre Freiheit als der Weg zur Anarchie erkannt ist, ihre Zerwürfnisse zum Despotismus führen und ihre Handelsmaximen den Wucher, den Veteug, den Vandalismus begünstigen, die Nationen schließlich unter das Joch des Monopols beugen und zur Dürftigkeit und Verarmung der Massen führen. So lösen sich alle Chimären von der Vollkommenheit dieser Gesellschaft auf, wodurch man uns in ihren Schaffall führte.

Die Sorglosigkeit, dies Glück der Tiere, dieses Recht des Wilden, genießt man in der Zivilisation nur im Besitz großer Schätze. Aber neun Zehntel der Zivilisierten, weit entfernt, dem nächsten Tag ohne Sorgen entgegenzusehen zu können, sind mit täglichen Sorgen überladen und müssen eine widerwärtige und aufgewrungene Arbeit erledigen. Den Sonntag essen sie dann in die Schenken und an die Vergnügungsorte, um wenigstens für einige Augenblicke eine Sorglosigkeit zu genießen, die so viele Reiche, von der Narbe verfolgt, vergebens suchen.

In unserer Zivilisation beruht unter den verschiedenen Klassen und Ständestufungen überall nur Haß und Feindseligkeit oder Geringschätzung. Der hohe Adel sieht auf den niederen, der Adel überhaupt auf die Bourgeoisie, die Bourgeoisie wieder auf das Volk mit mehr oder weniger großer Feindseligkeit oder Geringschätzung herab und diese Gefühle werden von unten nach oben erwidert. Innerhalb der einzelnen Schichten selbst gibt es wieder verschiedene Abstufungen, zwischen denen ähnliche Gefühle herrschen. Kurz, mit der süßen Brüderlichkeit, welche die Moral und die Philosophie predigen, fällt es in der Wirklichkeit recht windig aus.

In der Zivilisation hat der Mensch nicht die Freiheit, zu essen, wenn ihn hungert, obgleich er sich von einem Ueberfluß von Espwaren umringt sieht.

Die Menschheit hat in den Jahrtausenden, die sie existiert, die industrielle und landwirtschaftliche Association (Vergesellschaftung) noch nicht erreicht. Sie existiert und existiert in Wildheit, Patriarchat, Barbarei und Zivilisation. Die Zivilisation beruht auf der Arbeit und Industrie, aber der zerstückeltesten Industrie, und ihre entwickelteste Form ist die Monarchie; oder die kommerzielle und industrielle Anarchie. Die großen Monarchien und Eigentümer haben einen neuen kommerziellen und industriellen Feudalismus gegründet.

Im Schatten der vorhandenen sozialen Gesetzmäßigkeit sieht man nicht, daß das Elend der Völker mit dem sozialen Fortschritt wächst. Wir sehen die gefährliche Wirkung in dem Einfluß des Handelsgeistes, der dahin führt, die heiße Zone mit schwarzen Sklaven zu bedecken, die man ihrem Heimatlande entzieht, und die gemäßigtere Zone mit weißen Sklaven, die man in die industriellen Wagnis treibt, wie dies heute in England sich offenbar und in allen Ländern Nachahmung finden wird. Kann man irgendwelche Gerechtigkeit in einem Zustand der Dinge erblicken, wo der Fortschritt der Industrie selbst nicht einmal den Armen die Arbeit garantiert?

Es gibt eine soziale Ordnung zu finden, welche dem geringsten Arbeiter ein genügendes Wohlfühl sichert. Die Arbeiter müssen den neuen Zustand dem Zustand der Trägheit und der Straßentrüberei, nach dem sie heute Sehnsucht empfinden, vorziehen. Solange dieses Problem nicht gelöst ist, werden die Reiche beständigen Stürmen ausgesetzt sein, werden sie von einer Revolution in die andere stürzen.

Wie kann man dem Volk von Freiheit zu sprechen wagen, wenn man ihm sogar nicht einmal die widerwillige Arbeit, von der heute seine Existenz abhängt, zu garantieren vermag?

Die Gesundheit muß notwendig geschädigt werden, wenn der Mensch sich zwölf Stunden einer gleichmäßigen Arbeit überlassen muß, die, welcher Art auch immer sie ist, die verschiedenen Glieder des Körpers und seinen Geist nicht genügend beschäftigt. Dies wird noch schlimmer, wenn dieselbe Arbeit Tag für Tag das ganze Jahr hindurch sich wiederholt. Daraus entstehen neben dem allgemeinen Widerwillen an der Arbeit die vielen Verursachungen.

Der Kazike Hatuey. Die modernen Kolonialgräuel begannen auf Haiti, der ersten größeren Insel, die Kolumbus berührte; er nannte sie Hispaniola. Von den Eingeborenen wurde er freundlich empfangen; sie ahnten nicht, was die Weißen suchten. Kolumbus selbst gibt von den kommunistischen Tugenden der Indianer von Hispaniola die günstigste Beschreibung. Sein Freund und Zeitgenosse Petrus Martyr sagt über die Eingeborenen von Haiti: „Es ist gewiß, daß das Land unter diesen Leuten ebenso Gemeingut ist, wie Sonne und Wasser; und daß Wein und Wein, die Ursache alles Bösen, unter ihnen keine Stelle haben.“ Unser Gewährsmann sagt weiter, diese Indianer lebten im goldenen Zeitalter, verfahren ohne Gesetze und Richter gerecht miteinander und hielten den für einen bösen Menschen, dem es ein Verhängnis, andere zu verurteilen. Solche Menschen sollten die Haitier nur an den Spaniern lernen lernen. Der Goldhunger hatte die Eindringlinge hergetrieben, und es dauerte nicht lange, so verteilte Kolumbus, um seinen Landsleuten Arbeitskräfte zu verschaffen, große Mengen von Eingeborenen unter sie als Sklaven, die in den Minen aufs brutallste abgerackert wurden und, mit Veruburg zu sagen, massenhaft „eingingen“. Wenn sie entließen, wurden sie mit Wuthunden niedergeheht, barbarisch ausgepeitscht uhn. Erhebungen gegen das spanische Joch wurden mit teuflischer Grausamkeit niedergeworfen, und überhaupt ward dermaßen unter den Eingeborenen gewirtschaftet, daß ihre Zahl in 16 Jahren von einer Million auf 60 000 sank. Ein Kazike namens Hatuey war nach Cuba hinübergeflüchtet, wo er es wieder zum Häuptling brachte. Aber es dauerte nicht lange, so erschienen auch dort Weiße, um die Insel zu erobern. Hatuey leistete verzweifelten, aber vergeblichen Widerstand, ward gefangen und zum Feuerode verurteilt. Als er schon am Pfahl stand, machte ein Franziskaner Versuchungsvorrede an ihn und erzählte viel von den Kreuden des Paradieses. Da fragte Hatuey: „Gib, es auch Weiße dort?“ „Ja,“ antwortete der Mönch, „aber nur würdige und gute.“ „Die Westen taugen nichts,“ rief der Kazike, „ich will kein Christ werden, ich mag an meinem Orte sein, wo ich nur einem von dem grausamen Geschlechte begegne!“ Das Casas als Ehrenzeuge berichtet dies Urteil eines Eingeborenen über christliche Kolonialpolitik. a. c.

Geburtsgebräuche der Bosniaken. Wer den Orient kennen lernen will, braucht nicht nach Asien oder Afrika hinüberzupilgern; er findet ihn schon in Europa. Die mohammedanische Bevölkerung Südosteuropas hat in allen ihren Gewohnheiten und Lebensäußerungen sich bis auf den heutigen Tag soviel des Morgenländischen bewahrt, daß ein Studium ihrer Sitten und Gebräuche vielfach denselben Aufschluß gibt, wie es die Beobachtungen namhafter Ethnologen in Vorderasien ergeben haben. Die einschlägige Literatur ist jetzt wiederum durch ein hochinteressantes und lesenswertes Buch, Anton Hanga „Die Moslems in Bosnien-Herzegowina“ (Daniel A. Majon, Sarajewo, Preis 4 Mk.), bereichert worden. Der Verfasser, selbst ein Südlawe, hat jahrzehntelang in bosnischen Kleinstädten als Lehrer gewirkt. Durch seinen Beruf lernte er vieles vom mohammedanischen Leben kennen, was sonst Andersgläubigen verschlossen zu bleiben pflegt, und was dem Reisenden, der flüchtig ein Land durchkreist, überhaupt nicht auffällt. Alle seine Beobachtungen, ergänzt durch zahlreiche Nachfragen bei muslimischen Bosniaken, hat nun Hanga in seinem reich illustrierten Buch niedergelegt. Er hat die Lebensgewohnheiten, die Hochzeitsgebräuche, die Verlobungsriten, das Familienleben, die Schule, die Ehen und Tod dieser mohammedanischen Südlawen eingehend behandelt. Aus der Fülle des Dargebotenen wollen wir hier das Kapitel über die Geburtsgebräuche herausgreifen. Da erfahren wir folgendes: Schon vor der Geburt sind viele Dinge und Geschehnisse bedeutsam für das Aussehen und das Leben des zu erwartenden Kindes. Läuft einer schwangeren Frau ein Kuchs oder eine Schlange über den Weg, dann wird dem Kinde ein langes und glückliches Leben beschieden sein; Hasen hingegen bringen stets Unglück. Die Lieblingspeisen des Kindes werden zeit seines Lebens immer diejenigen sein, nach welchen seine Mutter während der Schwangerschaft das meiste Verlangen hatte. Krustelige Geschichten dürfen nicht erzählt werden, wenn schwangere Frauen sich in der Gesellschaft befinden; auch darf eine Schwangere keine Leiche sehen und keinem Leichenzuge begegnen, das zu erwartende Kind würde sonst tot zur Welt kommen oder dauernd sehr schwächlich bleiben. Kurz vor der Entbindung darf eine Frau nicht mehr das Haus verlassen. Die Schmerzen der Gebärenden werden gelindert, wenn sie dieselben ihrem Manne oder der Hebamme klagen. Mit dem Kind geboren, dann wird sofort sein Köpfchen „gerichtet“, dabei

wird vor allen Dingen darauf geachtet, daß die Stirn nicht allzu hoch bleibt; hohe Stirnen sind nämlich bei den Mohammedanern nicht allbeliebt. Die Waffagen, die zu dieser Zeit nötig sind, werden meistens unter Anwendung von Eel, dieser Milch oder Speichel angeführt. Am meisten muß das Neugeborene dem „bösen Blick“ und vor dem „Verfäulen“ geschützt werden. Beide können jedoch dadurch verhindert werden, daß rings um die Wiege herum ein Krebsestrich gezogen wird. Legt die Mutter das Kind zum erstenmal an die Brust, dann muß darauf achtet, daß sie ihm zuerst die rechte Brust gebe; gäbe sie ihm die linke, so würde es lebenslang linkschändig bleiben. Auch die Hände müssen vor jedem Anlegen gewaschen werden, will die Mutter nicht die frühe Maltöpferei des Kindes verhindern. Am siebenten Tage erhält das Neugeborene einen Namen; dieser Namensstag, der die Mutter zugleich das Ende des Wochenbettes bedeutet, wird durch ein kleines Fest gefeiert. Zahlreiche Sitten und Gebräuche werden noch beobachtet, die hier geschilderten mögen für einen kleinen Einblick in das kausische Buch genügen.

Ein künstlicher Winterschlaf. Das charakteristische Kennzeichen des Winterschlafes bei den Tieren, ist ein solches Ersetzen, z. B. bei den Murmeltieren, ist das Aufhören der Nahrungsaufnahme während des Schlafzustandes. In der Tat ist die Nahrungsaufnahme dadurch notwendig, daß wir in allen unseren Tätigkeiten Kraft brauchen, und gerade wie eine Dampfmaschine die Kraft, die sie bei ihrer mechanischen Tätigkeit verwendet, daher bezieht, so durch Verbrennung der Kohle Wärme—das ist nicht anders als eine Art Kraft—frei wird, so schaffen auch die Menschen und die Tiere die nötige Kraft, aus Verbrennungen und chemischen Umsetzungen die Nahrungsmittel. Ursprünglich stammten alle die Kräfte aus der Sonne; die Sonnenwärme hat die Pflanzen aufgebaut, sie ist in ihnen gleichsam angespeichert und schläft hier eine Art Dornröschen schlaf, aus dem sie durch die Verdauung dieser Nahrung aufgenommenen Pflanzen in Mensch und Tier aufgeweckt wird und sie befähigt, mechanische Arbeit zu verrichten. Wenn nun die mechanische Arbeit aufhört, braucht das betreffende Lebewesen auch nicht mehr die Nahrung zu sich zu nehmen, da sie zu solcher Tätigkeit befähigt, und beim Aufhören jeder äußeren Arbeit, jeder Bewegung, auch jeder Sinnesaktivität, wie des Sehens und Hörens, tritt eben der Zustand ein, den man als Schlaf bezeichnet. Aus diesen theoretischen Erwägungen zog vor einhundert Jahren ein französischer Philanthrop A. Joux, den zuerst vielleicht sonderbar erscheinenden an sich aber gar nicht über und durchaus nicht unpraktischen Schluß, man solle Menschen, denen es schwer wird, das sonst übliche Nahrungsquantum zu beschaffen, dadurch helfen, daß man sie für eine Zeit in einen künstlichen Schlafzustand versetzt, also in eine Art Winterschlaf. Hier ist die einzige Arbeit, die noch vollzogen wird, die des Atmens, der Herzaktivität und ähnlicher Lebensvorgänge; um die dazu nötige Kraft zu gewinnen, verwendet der Schlafende die in ihm überschüssig vorhandenen Körperfette, das heißt nach dem Winterschlaf wird das betreffende Individuum einigermaßen abgemagert sein. Ohne den französischen Vorschlag zu kennen, haben ihn russische Bauern, der Not gehend, in die Wirklichkeit übergeführt. Im Gouvernement Pskow leiden, wie in so vielen anderen Teilen Russlands, die Einwohner unter regelmäßiger wiederkehrender Missetaten und, als Folge davon unter Hungernot. Sie wußten kein anderes Mittel, als daß sie sich für den ganzen Winter in Schlaf versetzten. Ganz läßt dieser sich freilich nicht durchführen, sondern sie wachen täglich für eine kurze Zeit auf, in der sie ein klein wenig Brot genießen und etwas Wasser trinken; dann legen sie sich hin, liegen ganz bewegungslos und sind so nach kurzer Zeit wieder entschlummert, eben weil sie keinerlei äußere Arbeit leisten. Das einzige, was nicht entbehrt werden kann, ist die Warmhaltung des Wohnraumes; hierzu ist nötig, daß beständig ein Ofen brennt, und dieser muß nun allerdings täglich bedient werden. Das wird von einem Familienmitglied besorgt, um zwar geschieht es täglich abwechselnd. Wollte man einen längeren Turnus einführen, etwa eine Woche so würde der, der gerade an der Reihe ist, eine so große Unterbrechung im Winterschlaf erleiden, daß sein Organismus sich nachher nur schwer wieder an den Schlafzustand gewöhnen könnte, während eine Unterbrechung, die nur alle paar Tage an einem Tage eintritt, leicht ertragen wird. Dazu vermeide natürlich der Ofenbesitzer sorgfältig jede überflüssige Bewegung und Arbeit, er tut nur, was er tun muß und verjunkt auch bald wieder in Schlaf. h. g.

Nachdruck des Inhalts verboten!